

Nr. 115. Bromberg, den 23. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nein, noch nicht abbrechen, Fräulein! Hallo, Lang! Fahr' doch bitte nach meiner Wohnung und such' dort nach alten Papieren, die jetzt aktuell geworden zu sein scheinen ... Nein, nicht im Arbeitszimmer! In irgendeinem Schrank auf dem Flur zwischen anderen Kartons ist einer mit der Aufschrift „Reynoldsche Milliarde" oder so etwas ... Ja, mit der Untersuchung hab' ich mich schon vor zehn Jahren befaßt. Also, zwischen den Papieren wirst du eins mit der Rubrik „Leibeserben in Guyana" finden. Es sind vielleicht nur einige Bogen. Aber bring' sie jedenfalls morgen mit ... Ja, danke! ... Wie? ... Darüber werden wir morgen sprechen ... Nein, weiter nichts. Gute Nacht!"

Er hängte ab und zündete eine Zigarette an. Erik war ganz außer sich vor Neugier. Aber Wallion hatte ihn ein und sagte, während sie zum Motorboot zurückkehrten, nichts weiter als: „Fein hat Lang das gemacht!" Erst auf der Heimfahrt begann er zu sprechen, und Erik mußte sich vorbeugen, um ihn bei dem Sturm zu verstehen.

„Na, du wirst wohl das meiste gehört haben, was?"

„Nur die eine Hälfte. Und gerade auf die andere bin ich neugierig. Daß Jourdain eingetroffen ist, und Lang ihn gesprochen hat, weiß ich — aber was weiter?"

„Lang war auf dem Bahnhof und erkannte Jourdain mit Hilfe der Photographie, die ich ihm gegeben hatte. Aber auch Kommissar Aspeland war da, um den Belgier zu empfangen, und deshalb wartete Lang eine günstigere Gelegenheit ab, um sich zu erkennen zu geben. Jourdain und Aspeland unterhielten sich eifrig, während sie nach dem Hotel hinübergingen, wo das von Delplace bewohnte Zimmer für ihn reserviert war. Als Aspeland nach einer halben Stunde fortging, begab Lang sich nach oben, um sich Jourdain vorzustellen. Er überreichte ihm eine Karte von mir, auf der ich ihm geschrieben hatte, ich sei bereit, ihm alle erforderlichen Aufschlüsse über den Fall Delplace zu geben, wenn er Lang nur einige Fragen in bezug auf Périssets Tod beantworten wolle. Lang berichtete wahrheitsgemäß, daß ich keine Zeit gehabt hätte, um in Stockholm zu bleiben, daß ich aber entweder selbst kommen oder ihm die Aufschlüsse am Sonntag morgen schriftlich zustellen lassen würde. Na, Jourdain erklärte natürlich, daß er *seine* Ermittlungen ausliefern würde, sobald er meine in Händen habe. Wenn er mich nicht so gut kennte, würde die Sache wohl mißglückt sein, aber es gelang meinem Kameraden, ihm klar zu machen, daß der Tausch vorteilhaft sei, weil er Zeit sparte. Es stellte sich nämlich heraus, daß Jourdain nichts von der durch Delplace ermittelten Identität von Cravell und Colt wußte. Delplace war nicht mehr dazu gekommen, einen Bericht einzusenden, und Lang hob hervor, daß es dieser Punkt war, worin sich mein Vorsprung geltend mache."

„Und Jourdain?" fragte Erik gespannt. Sie waren längst draußen auf offener See.

„Jourdain ist ein ungemein vorsichtiger Kerl. Er willigte ein, stellte aber eine Bedingung. Worin diese bestand, darf ich dir leider nicht sagen, Erik, da Lang in meinem Namen Verschwiegenheit darüber gelobte. Ich kann nur sagen, daß die Mitteilungen des Belgiers uns bei der Entscheidung von großem Nutzen sein werden."

Erik atmete auf. „Weiter verlange ich vorläufig gar nichts zu wissen", sagte er.

„Morgen wirst du alles erfahren", erwiderte Wallion. „Das Konvolut, das Jourdain am Sonntag morgen öffnen wird, enthält meinen Bericht über unsere Unterredung am Mittwoch samt einer Darstellung der Ergebnisse, zu denen ich bei näherem Nachdenken darüber gelangte. Ja, und noch eins — Colts Adresse."

„Dann kommt die Polizei also morgen früh?" fragte Erik erschrocken.

„Ja."

„Und du reist nicht ab, eh' sie da ist?"

„Nein, aber ich werde Jourdain antelephonieren, bevor er das Hotel verläßt. Heute abend ging es nicht mehr, weil er sich nach dem Gespräch mit Lang sofort nach dem Polizeiamt begab. Wahrscheinlich wird er morgne früh, wenn er meine Papiere erhalten hat, sofort die Kriminalabteilung anrufen."

Erik spähte angestrengt ins Dunkel hinein. „Jägarö liegt mehr nach Steuerbord zu", sagte er. „Dort drüben ist Blackholm."

„Ich weiß", erwiderte der Journalist. „Wenn wir nichts anderes zu besprechen gehabt hätten, würde ich dir schon gesagt haben, daß ich es für ratsam halte, Hamra mal aus einem andern Gesichtswinkel zu betrachten!"

„Aha!" rief Erik aus. „Da mach' ich mit."

Das Boot glitt weiter und weiter. Oben rauschte der Wind in den Bäumen, als sie in Lee anlegten und das Boot an einen Stein vertäuten.

„Es ist eine gewagte Sache", bemerkte Wallion. „Ich meine nicht im Hinblick auf Gewaltsamkeiten, obwohl der Mulatte wohl seinen Mann stehen würde, sondern deshalb, weil sie uns unter keiner Beidungung entdecken dürfen. Die geringste Kleinigkeit würde hinreichen, um wenigstens Colt zu bewegen, das Weite zu suchen."

„Das wäre ja ein Segen!" meinte Erik.

„Nein", sagte Wallion, der seinen Gedanken erriet, „das wäre nicht gut. Wenn Colt morgen früh nicht mehr hier sein sollte, würde deine Lage um soviel bedenklicher sein." Er betrachtete Erik prüfend von Kopf bis zu Fuß. „Schön, daß du ein Khakihemd anhast und braun wie ein Indianer bist. Kein einziger weißer Fleck an dir, wenn du nicht die Augen rollst. Halt dich hinter mir. Ich bin so etwas gewöhnt."

„Wir haben den Wind ins Gesicht", bemerkte Erik, indem sie durch den stark gelichteten Wald hinaufgingen. „Ich glaube, wir könnten ruhig laut sprechen."

„Jawohl, aber man kann nicht wissen, wie vorsichtig sie sind. Die Zeitungen haben doch gemeldet, daß aus Anlaß des Ensta-Rätsels ein belgischer Polizist erwartet wird. Wenn ich an Colts Stelle wäre, würde ich dafür sorgen, daß bei Nacht kein lebendes Wesen ans Haus heran könnte. Überdies glaube ich nicht, daß jemand von ihnen da oben schläft ..."

Er blieb stehen. Aus der Ferne glänzten erleuchtete Fenster zwischen den Bäumen herüber.

„Meinst du, daß wir Aussicht haben, etwas Besonderes zu entdecken?" flüsterte Erik.

„Ja", erwiderte der Journalist ebenso leise. „Es sollte mich wundern, wenn wir nicht den Mann vom Meer zu sehen bekämen."

Erik nickte. Er befand sich in höchst gespannter Stimmung.

IV.

Maurice Wallion regte kein Glied. Sie standen im tiefen Schatten einer Tannengruppe, und eine gute Viertelstunde verging, während er sich angestrengt lauschend nach allen Seiten umsah.

„Bist du ein guter Fechter, Erik?" fragte er schließlich leise.

„Du weißt ja, bei welcher Gelegenheit ich einen Degen in der Hand gehabt habe", erwiderte der junge Mann erregt. „Nein, ich kann nicht fechten."

„Laß uns weiter gehen!"

Mit noch größerer Vorsicht schlichen sie Schritt für Schritt weiter und erreichten schließlich das niedrige und verfallene Gartenstaket. Dort, wo sie standen, zog sich ein Graben am Staket entlang zum Meer hinunter, und in diesem Graben stehend, spähten sie in den Park hinein. Nur wenige Meter von ihnen entfernt ragte die mit einem plumpen Vorhängeschloß gesicherte Garage empor. Gerade vor ihnen sah man eine undeutliche Masse, die nur oben klare Umrisse von Schornsteinen und Dachecken aufwies: Das war das Haus mit jetzt leerstehendem Stall und der nach dem Meer zu gelegenen Veranda.

Drei Fenster des Hauses waren hinter gelben Vorhängen hell erleuchtet: es waren die Fenster des Salons und eines daneben gelegenen kleineren Wohnzimmers. Aber nirgends hoben sich Schatten von den leuchtenden Vierecken ab.

Nach einer Weile begann Wallion vorsichtig in dem Graben nach der See hinunterzugehen, und Erik folgte ihm. Bald erreichten sie eine Stelle, wo sie sich ducken mußten, um nicht von den herabhängenden Hagebuttenzweigen festgehalten zu werden. Wallion deutete in gebückter Haltung stumm nach vorwärts. Sie konnten jetzt das Badehaus und einen neuerdings daneben erbauten Schuppen gewahren. Vor dem Schuppen saß der Mulatte.

Er gähnte laut. Seine langen, muskulösen Beine waren schlaff ausgestreckt, und beide Hände steckten in den Taschen. Es unterlag keinem Zweifel, daß er hier auf Wache war.

Jetzt ertönten von links her Stimmen. Die Haustür öffnete sich, und Colt und Drakenborch gingen nach dem Schuppen hinunter. Sie unterhielten sich lebhaft auf Englisch, und Colt war sehr erregt.

„Selbstverständlich tu' ich das", sagte er. „Wir haben wahrhaftig nicht mehr viel Zeit — weder in einer noch in der andern Hinsicht — und ich versichere dir, daß ich nicht die Absicht habe, hier zu bleiben, bis der Belgier ankommt!"

„Wir müssen's riskieren", erwiderte der Kubaner. „Es steht zu viel auf dem Spiel."

„Damit meinst du wohl, daß ich's riskieren soll?" versetzte Colt, grell auflachend. „Was wagst du denn, du alter Heuchler?"

Drakenborch antwortete nicht. Der Mulatte erhob sich, als die beiden sich dem Schuppen näherten.

„Der Abend ist günstig", sagte Drakenborch. „Drüben auf Jägarö ist alles dunkel. Sie schlafen, sind ruhig und froh, seit meine Geister weggeflogen sind. Pfui! Eine Schlange, dieser Dr. Mauritz. Ich sah es ihm gleich an den Augen an, aber wie konnte man denken, daß Reynold ihm das Bild geben würde!"

„Ich habe bemerkt, daß oft ein Dr. Mauritz auftritt, wenn man solche Schliche macht wie du!" entgegnete Colt höhnisch. „Hab' ich nicht von Anfang an gesagt, daß der Einfall kindisch war? Da wir den Bengel nicht von hier fernhalten konnten, hättest du meinen Rat befolgen und deine Affenkünste unterlassen sollen."

„Es war ein so guter Gedanke", murmelte Drakenborch. „Du hast ja selbst gesehen, daß der Alte überzeugt war. Er hätte nie einen Finger gerührt, um zu untersuchen . . ."

„Wenn er nicht statt dessen Anlaß bekommen hätte, dich zum Hause hinauszuwerfen . . . Ja!"

„Was macht das mir aus?" stieß der Kubaner zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. „Ich komme wieder . . ."

Colt blieb stehen und spähte zu dem Taucherprahm hinüber.

„Ob da jemand an Bord ist?"

„Sie sind um neun weggegangen und seitdem hat sich niemand am Strand sehen lassen", berichtete der Mulatte.

„Weißt du das gewiß, Napoleon? Hast du nicht geschlafen? Setz' deine langen Beine mal in Bewegung und geh drüben ums Staket herum, damit wir nicht Gefahr laufen, aus der Nähe beobachtet zu werden."

Erik packte Wallion am Arm. Sobald der Mulatte dorthin kam, wo sie hinter den Büschen hockten, mußte er sie sofort entdecken. Der Journalist schwankte jedoch keine Sekunde, kroch ein paar Schritt weit rückwärts, kletterte aus dem Graben hinaus und glitt lautlos in die Tannengruppe hinein. Erik folgte ihm auf dem Fuße. Sie hörten das Staket krachen, als der Mulatte drüber weg kletterte.

Der Ostwind erwies sich ihnen jetzt als Freund. Er sorgte dafür, daß die leisen Geräusche ihrer Bewegungen das Staket nicht erreichten, und trug ihnen die Worte der beiden Männer zu. Im Nu hatte Wallion sich wohl zwanzig Meter weit durch die Tannen geschlängelt, und Erik folgte ihm so schnell er konnte. Der Mulatte stieg jetzt jenseits des Zaunes den Hügel hinan. Gleichzeitig erfaßte der Journalist Eriks Jackett und zerrte ihn behutsam hinter einen großen Steinblock. Unter Büschen hindurch sahen sie die Füße des Mulatten in der Nähe vorüberschreiten. Bald darauf tauchte er weiter oben, neben der Garage in ganzer Figur auf. „Niemand hier!" rief er laut.

„Dann komm zurück", erwiderte Colts Stimme. „Sieh aber genau im Graben nach!"

Napoleon knurrte etwas vor sich hin, stieß hier und da trockenes Reisig mit Fußtritten beiseite und ging mitten durchs Gebüsch hindurch. Gleich darauf hörte man, wie er sich wieder übers Staket schwang.

„Caramba! Warum reißt du nicht gleich das ganze Haus nieder!" sagte Drakenborch. „Du bist ja ein Elefant und kein Mensch."

Indem er sprach, begaben Willion und Erik sich bereits nach ihrem Versteck im Graben zurück, wo sie einen vortrefflichen Ausguck hatten. Der ergebnislose Inspektionsgang des Mulatten hatte bewirkt, daß die drei Männer sich jetzt in ein Gefühl vollkommener Sicherheit einwiegten.

Colt schloß den Schuppen auf und trat, von Napoleon gefolgt, hinein. Eine Lampe wurde angezündet. Dann folgte ein Getöse wie von Hammerschlägen, ein heftiger Stoß gegen die Wand und ein schleifendes Geräusch. Drakenborch rauchte phlegmatisch und fragte dann: „Alles in Ordnung? Schön! Vergeßt das Messer nicht. Hilf ihm 'raus, Poleon."

Das schwere Schlurfen näherte sich der Tür, und Drakenborch trat zurück. Plötzlich erschien vor dem hellen Lampenschein eine ungeheuerliche, unförmige, plumpe Gestalt mit rundem, blankem Kopf, die mühsam die Füße hob, heraustrat und neben dem Kubaner stehen blieb.

Wallion und Erik wechselten einen raschen Blick. Vor ihren Augen stand der Mann vom Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die gestohlene Bar.

Skizze von Walter Anatole Persich.

In Texas muß man stundenlang von der letzten Hazienda reiten, prall die Sonne auf dem Kopf des keuchenden Pferdes, bis in die Schenkel im harten Gras dieser Steppe, die schlimmer sein kann als die Sahara, lechzend nach einem Tropfen wirklich kalten Wassers. Dann kommt gegen die erste Dämmerung ein von Gras freigeschorener Platz mit dreißig, vierzig angepflockten Pferden und daneben, in einer sehr wackligen Holzbude, hört man das Toben von ebensoviel Stimmen. Da liegt Fred Corners Steppenbar, die Station der Boys auf ihren Überlandtouren.

Ein Mädel, sechzehn oder siebzehn Jahre, hilft dem Reiter beim Anpflocken und fragt ihn schon vor der Tür nach seinen Wünschen, seinem Herkunftsort und Reiseziel, und drinnen in Qualm und Gebrüll wird man gleich umringt: „Good day, old boy! Was gibt es Neues in den Städten? Erzähle — wir haben seit sieben Wochen keine Nachricht von draußen."

Man kennt mich zwar in dieser Gegend noch nicht; aber ich habe Grüße von Max Steward Miller, dem Diebeswirt aus Palmerston. Das öffnet die Mienen.

Es wird schnell Nacht. Will Jack Ramsay, der Lange mit dem Typ des Iren; ein kleiner, breiter Kerl mit ein paar Fäusten von Kopfgröße, Buster Wilm; ein Deutscher von frauenhafter Gestalt, von Rothe, die berittenen Freibeuter, in der ganzen Steppe bekannt, sitzen unter der Funzel auf dem Brettergerüst vor dem Hause und behaupten, man befinde sich auf einer Veranda.

Die Kerle haben vorhin gebrüllt und gelacht, mit Fäusten auf den Tisch geschlagen, mit Messern gespielt — jetzt hocken sie da im Abend, in der Fremde. Die harten Konturen steinerner Gesichter sind verwischt und wirken wie Linien im Antlitz trauriger Kinder, Harald Rothe erzählt seine Geschichte:

„Mein Verhängnis war, daß ich in einem ordentlichen, geschäftstüchtigen Land, wo ein Millionenbetrug nichts wiegt, wenn er mit juristischen Finessen gemacht ist, die hier bei uns geltenden einfachen Gesetze anwenden wollte: Ich habe einem Mann das Atmen abgewöhnt.

Natürlich bin ich nicht unschuldig, die ganze Sache würde man mir auch wohl in jedem anderen Lande übel genommen

gaben. Es drehte sich um Geld und — natürlich — um eine Frau. Wir Boys wissen kaum noch, was eine Frau bedeutet, eine Frau, die alle Mittel der Zivilisation für sich in Anspruch nimmt und so schön ist, daß jeder Mann, den sie will, ihr verfällt.

Ich war damals mit der Gründung einer Filiale beauftragt, die unsere Bank in Hamburg einrichten wollte und die unsere gesamten Beziehungen auf eine großartige Basis stellen mußte. Alles klappte ausgezeichnet — bis ich eines Abends, in einer Bar nahe dem Hafen, dieser Frau begegnete.

Früher habe ich gerinst, wenn in Romanen von Liebe auf den ersten Blick gefaselt wurde — und in dieser Bar saß eine Frau, rank, wild, Augen voller Versprechen, Hände, die krallig und sanft zugleich sein konnten. —

Drei- oder viermal verfehlte ich bei ihrem Kommen die Möglichkeit einer Bekanntschaft — dann dauerte es sechs Tage, und der Ober übergab ihr meine Karte mit einer Einladung, die ich für alle Fälle im voraus geschrieben hatte.

Sie setzte sich, als sei das selbstverständlich, an meinen Tisch, sah mich kaum an und bestellte Sekt. Viel sprachen wir nicht. Aber ich ging noch in dieser Nacht in die Bank und entnahm dem Safe zehntausend Mark gegen meine Quittung als Vorschuß auf mir zustehende Gewinnbeteiligung.

Marja, sie nannte sich so als russische Emigrantin, nahm die Scheine als Preis für die Gesellschaft eines Abends. Was ich erwartete, geschah nicht, es blieb bei ein paar nichtssagenden Küssen, die sie kühl über sich ergehen ließ, immer hieß es: später. Wir sahen uns oft, ich durfte sie in Theater, Restaurants, Kabaretts führen, wurde beneidet, belacht, verlor ihretwegen Freunde — und hoffte jeden Tag auf den nächsten Abend. Sie forderte ein Vierteljahr nichts von mir — und da ich, außer Geld für Geschenke an sie, nichts brauchte, verringerte sich der Fehlbetrag in der Kasse von Woche zu Woche. Bis zum Besuch der Direktion, etwa vier Wochen später, konnte der Verlust gedeckt sein.

Das Geschäft lief ohne mein Dazutun recht gut — ich selbst konnte kaum denken. Die Geschichte mußte mich allmählich aufreiben. —

Wir saßen in einem Separé, plötzlich brach sie in Tränen aus; ich solle ihr die Möglichkeit geben, ihren in Rußland verurteilten Bruder zu retten. Sie benötigte eine größere Summe Geldes zu Bestechungen für die Flucht — nur als Darlehen, da Dimitri, ihr Bruder, den gesamten Familienschmuck versteckt halte.

Ihren Worten nach mußte sie nahezu unseren ganzen Kassenbestand haben. Immerhin konnte ich am nächsten Morgen die Wechselkasse und die Bageskasse mit genügend Mitteln ausstatten — für die Börse würden die zu erwartenden Eingänge und einige Schecks reichen.

Eine halbe Stunde später zählte ich ihr die Scheine auf den Tisch des Weinhauses, sofort nahm sie ihren Mantel und erklärte auf alles Fragen und Drängen mit beziehungsreichem Lächeln: „Wenn Dimitri da ist . . .“ Mit dem Mittagszuge traf das Direktorium ein. Man stellte so erhebliche Unterschlagungen fest, daß man mich noch in derselben Stunde verhaften ließ: Urkundenfälschung und Vertrauensbruch — das genügte trotz meiner Unbescholtenheit, um mir mehrere Jahre Gefängnis zu verschaffen.

Ein Gefängniswärter brachte persönlich einen Brief an Marja, in dem ich sie um wenige Mittel bat — sie ließ bestellen, sie habe keine zweifelhaften Bekanntschaften.

Es war Sommer, als ich zum erstenmal wieder durch die Straßen Hamburgs ging. Aus offenen Kaffeehäusern tollte Musik in den Lärm. Frauen gingen vorüber, Seeleute, Reisende. Die Bar, in der ich Marja kennen lernte, bestand noch: Ich trat ein und bestellte eine Erfrischung.

Einer der früheren Kellner fixierte mich und kam an meinen Tisch: „Herr, gehen Sie lieber fort! Ich meine es gut mit Ihnen. In einer Stunde im Café Excelsior kann ich Ihnen mehr sagen.“

Wirklich kam er dorthin, aber ganz freiwillig wollte er mit der Sprache nicht heraus. Ich gab ihm Geld und drohte, mich in der Bar über den Grund seines geheimnisvollen Betragens zu erkundigen.

„Sie sind ins Unglück gekommen — man hat Sie ausgenutzt und ein feines Garn geknüpft, um Sie zu fangen. Schon von Anfang an. Morgens, nachdem Marja Ihre erste Karte bekommen hatte und das Geld, zahlte der Kellner Carol — der Rumäne wissen Sie, der diese Karte abgeben sollte — zehntausend Mark für die Bar an. Heute ist er Besitzer! Sie wurden verhaftet, so schrieben die Zeitungen, da kaufte seine Marja, die er bald heiratete, ein Landhaus. Sie glauben mir nicht? Seine Name steht an der Bartür! Bitte, Herr, behalten Sie einen klaren Kopf. Zu retten ist nichts, fangen Sie neu an, in einem anderen Lande.“

Ich wußte nicht, was geschehen sollte. — Schließlich wollte ich mir Gewißheit verschaffen, suchte das Landhaus auf und ließ mich der Dame des Hauses unter anderem Namen melden. Sie erschien, geheimnisvoll, herrisch — aber sie machte sofort an der Tür kehrt. Sie hatte mich erkannt. Der Kellner stand im Türrahmen, kam auf mich zu und sah mich frech an: „Meine Frau ist für Sie nicht zu sprechen. Verlassen Sie das Haus! Ich habe bissige Hunde.“

„Lauter so feige, wie Sie?“

„Verbrecher!“

Das Wort genügte; ich würgte ihn, bis ihm die Augen aus den Höhlen traten.

Das Zimmer ließ sich von außen verriegeln. Ich fand Marja einen Stock höher. „Wenn du willst, daß ich deine Mitschuld an den Unterschlagungen nicht bekanntgebe, bewahre Ruhe. Ich habe deinen Mann ermordet und wünsche, daß es bis heute nacht geheimgehalten wird. Du wirst mir das Geld für die Flucht geben.“

Alle Größe fiel von ihr ab wie ein zerfetztes Kleid, sie entnahm einem Schrank mehrere große Scheine — drei Stunden später erreichte ich im Flugzeug die dänische Grenze, am Abend ging es mit dem Schiff nach England. Bei euch, old Boys, endet meine Geschichte.“ — — —

Darin hatte Harald sich geirrt.

Sein Roman fand erst Jahre später das große „Finish“ des Schicksals, daß sich Geld nicht mit Blut zurückzahlen läßt, ohne Blut zu fordern. Er wurde noch ein sehr besitzender Fellhändler und machte weite Reisen.

Vor einigen Wochen ist er in Cherbourg durch eine Frau in einem Hotel erschossen worden. Man hat ihre Spur nicht gefunden . . .

Die Liebe des Dauphin.

Skizze von A. Iwars-Wien.

Als der Abbé von Fleury, der Erzieher des Dauphins, das Zimmer des Prinzen betrat, fand er diesen bei der Besichtigung einiger in Pastell ausgeführter Miniaturporträts.

„Sehen Sie, Abbé, welches Spielzeug mir mein erhabener Papa geschickt hat. Die schönsten heiratsfähigen Prinzessinnen Europas, aus denen ich mir eine Frau, die künftige Königin Frankreichs, wählen soll.“

„Monseigneur werden gut daran tun“, sagte der Abbé weihevoll. „Man fragt schon und flüstert, weshalb der künftige Träger der Krone des Heiligen Ludwig sich nicht vermählt hat.“

Der Dauphin fegte die Bilder der Prinzessinnen zusammen. „Weil keine dieser erlauchten Damen zu meinem Herzen spricht. Was jeder Bauernknecht hat, die Liebe seines Mädchens um seiner selbst willen, bleibt mir versagt. Eine ungeliebte Frau soll ich heiraten, die in mir nur den künftigen König sieht.“

„Monseigneur können sich nicht über den Mangel an Liebe beklagen. Die schönsten Frauen waren willig, sie Eurer Hoheit zu schenken.“

„Ja, meiner Hoheit, aber nicht mir als Menschen. Ich sage Ihnen, Abbé, ich heirate nicht eher, bis ich die Liebe einer Frau erfahren habe, die in mir den Mann, nicht den Prinzen sieht.“

Der Prinz entrollte eine Karte Frankreichs. „Abbé, ich werde geschlossenen Auges mit dem Finger auf die Karte tupfen. Wo ich hinzeige, dorthin werden wir uns inkognito begeben. Ich will das Glück als Mann und Mensch suchen.“

Der Finger des Dauphins zuckte über die Karte, blieb halten. Der Prinz beugte sich vor, um den Ortsnamen zu lesen. „Nivernais“, sagte er, „Abbé, wir reisen nach Nevers.“

Abbé Fleury erstattete dem König pflichtgemäß Bericht über die Idee des Dauphins. Die Majestät schüttelte bedenklich die Locken der Perücke. „Mein Sohn will als Mensch lieben und glücklich sein? Wenn das möglich wäre, hätte ich es auch versucht. Laßt ihn gewähren; er wird zur Erkenntnis kommen, daß alles Täuschung ist.“

Der königliche Wille ebnete alle Wege. Als einfacher Chevalier Saint Gilles kam der Dauphin in Begleitung des Abbé in Nevers an. Der Gouverneur war von dem Inkognito des erhabenen Besuches unterrichtet und gab dem Adel der Provinz ein Fest, als beste Gelegenheit, den Chevalier Saint Gilles in die Gesellschaft einzuführen. Der elegante, schlanke Dragonerkapitän hätte auch sonst nicht um die Gunst der Damen zu sorgen brauchen. Weil aber alle wußten, wer sich hinter der bescheidenen Maske barg, wurde er der Brennpunkt aller feurigen Blicke, mit denen die Damen im lebhaften Wettbewerb ihn zu entzünden versuchten. Er bemerkte dies aber gar nicht; er war der schönsten, der Marquise von Bassompierre, verfallen, die man wegen ihres Temperaments, das sich mit kalter Berechnung einte, Madame Satan nannte. Ihre Schönheit hatte ihn gefangen, ihr ablehnendes Verhalten seine Glut geschürt. Das Weib

daß er liebte, wollte und mußte er gewinnen. So huldigte er Madame Satan in auffälliger Weise, die den Marquis Bassompierre, einen dicken Schwachkopf, stolz aufblähen machte. Wenn Madame ihr Spiel klug verstand, konnte ihm die ersehnte Herzogskrone nicht entgehen. So schlich er immer in der Nähe herum, um Madame gelegentlich einen Wink zu geben, den Chevalier Saint Gilles nicht zu schlecht zu behandeln. Die Marquise hatte sich vor dem Dauphin in ein Seitengemach geflüchtet, kühn folgte ihr der Ungestüme, während der Gouverneur, der Marquis und der Abbé lauschend in der Nähe der Tür stehen blieben, um Störungen fern zu halten.

„Ich begreife nicht, Chevalier, daß Sie nicht das Zartgefühl haben, mein Ruhebedürfnis zu verstehen. Sie werden mir lästig mit Ihrer Aufdringlichkeit."

„Schönste Marquise, zerschmettern Sie mich mit Ihrem Zorn, lassen Sie mich aber noch sterbend Ihre Schönheit anbeten!"

„Chevalier, Sie sind zu kühn. Seit zwei Stunden kenne ich Sie, und Sie bestürmen mich mit Liebesanträgen, als wäre es für die Marquise Bassompierre ein Glück, die Geliebte des Chevaliers Saint Gilles zu werden."

„Die Glut meiner Adern verzehrt mich, Marquise. Todkrank bin ich in meiner Sehnsucht, in meinem Verlangen. Ich liebe Sie, Marquise, und flehe um Erhörung."

„Ich bin vermählt, Chevalier. Wissen Sie, ob mein Herz frei genug ist, Sie zu erhören?"

Der Chevalier griff mit dramatischer Geste an den Degen. „Bei Saint Denis, Marquise, das wäre nicht gut. Ihre Liebe bringt jedem anderen den Tod."

„Sie werden mir furchtbar, Chevalier", lachte die schöne Frau. „Ich finde es wenig galant von Ihnen, als Cherub vor dem Paradies meiner Liebe zu stehen."

Der Chevalier warf sich ihr zu Füßen. „Lassen Sie mich das Paradies mit Ihnen teilen, Marquise. Ich liebe Sie, ich bete Sie an."

Die Marquise barg ihr Lächeln hinter dem Fächer, über dessen Rand ihre Augen leuchteten. „Stehen Sie auf, Chevalier, wenn jemand jetzt käme!"

„Ich stehe nicht auf, Marquise. Mag mich die Welt zu Ihren Füßen sehen! Geben Sie mir die Hoffnung, damit ich nicht verzweifle."

Madame Satan senkte den Blick. „Meines Zimmers Fenster gehen in den Park. Morgen abend werden sie zwischen 11 und 12 Uhr erleuchtet sein."

Sie huschte hinaus. Mit der Miene eines Verzückten folgte der Chevalier. Er fand den Abbé. „Ich bin der Glücklichste der Menschen, Abbé, sie liebt mich und wird mich erhören. Mich, den Mann, den einfachen Dragonerkapitän."

„Gut", sagte Fleury, „dann können wir wieder nach Paris zurückkehren."

Am anderen Abend zwischen 11 und 12 Uhr drang der Chevalier in den Park des Schlosses Bassompierre, im erleuchteten Fenster erschien die Marquise im reizendsten Nachtgewande. „Was wollen Sie, Chevalier?" flüsterte sie ihm zu. „Schonen Sie meinen Ruf."

Der Chevalier war heldenkühn. „Ich schütze Sie gegen eine Welt." Er sah, wie zufällig, aber für ihn fertig zum Gebrauch, eine bequeme Gartenleiter unter dem Fenster der Marquise lag. Er richtete sie auf und kletterte empor.

Mit gezogenem Degen schlich der Marquis Bassompierre durch die Korridore. Er wollte das Liebesglück des Dauphins vor Störungen hüten. Er hatte die besten Absichten, aber die zu weit getriebene Vorsicht sollte die Katastrophe herbeiführen. Eine Magd, die verspätet durch die Korridore ging, begegnete dem Marquis und schrie bei dem bedrohlichen Anblick des blanken Degens laut auf. Der Marquis stürzte sich auf das Mädchen, um es am Schreien zu hindern. Er lief behender als er und vergnügte sich mit gellendem Kreischen. Ein Aufruhr ging durch das Schloß. Er trieb den Dauphin aus den Armen der Liebe. Plötzlich stand er vor dem Marquis. „Ich biete Ihnen Genugtuung, Marquis." Er riß den Degen aus der Scheide. Bassompierre sah die erhoffte Herzogkrone entgleiten. Er sank in die Knie: „Gnade, Monseigneur, es war ein Irrtum. Die dumme Gans hat unnütz geschrien."

„Wie, Monseigneur, Marquis?"

Der Marquis stammelte bestürzt: „Mein Haus hat das Glück, den erhabenen Dauphin zu beherbergen."

Der Prinz steckte melancholisch den Degen in die Scheide. „Erbitten Sie sich eine Gunst, Marquis. Ich will Ihnen meinen Dank nicht schuldig bleiben. Bringen Sie der Marquise meine Verehrung."

Tags darauf hatte der Dauphin mit dem Abbé Fleury Nevers verlassen. Wenige Wochen später fand seine Vermählung mit einer Prinzessin von Sachsen statt.

Lustige Rundschau 

* **Zweideutig.** Backfisch: „Sie schreiben ein Werk über die Vögel? Wie weit sind Sie denn damit?" — Professor: „Ich stehe gerade vor der Gans."

*

* **Man kann sich irren . . .** Auf dem Standesamt erscheint einer, der schon bedenklich taumelt, tritt in das Zimmer und sagt: „Mei — meine Herren, ich will Zwi — Zwillinge anmelden." — Herr: „Aber Sie reden da von „meine Herren"; sehen Sie denn nicht, daß nur ich allein da bin?" — Der Betrunkene: „Ent — ent — schuldigen Sie nur, da — da will ich lieber noch mal heimgeh'n und nachseh'n; vielleicht ist's och bloß eens!"

*

* **Aus einem Aufsatzheft:** . . . Unsere Katze hat ein schönes Fell, so blond wie meine große Schwester. Diese hat nur schwarze Pfoten und über dem Maule einen Bart. . . .

 Rätsel-Ecke 

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Segeljacht, Weintraube, Herbstzeit, Leuchtturm, Angelsport, Einbildung, Brieftaube, Apfelsorte, Bleikammer, Hildebrand sind in einem Viereck von 10×10 Feldern so untereinander zu bringen, daß von links nach rechts unten ein neues Wort zu lesen ist.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

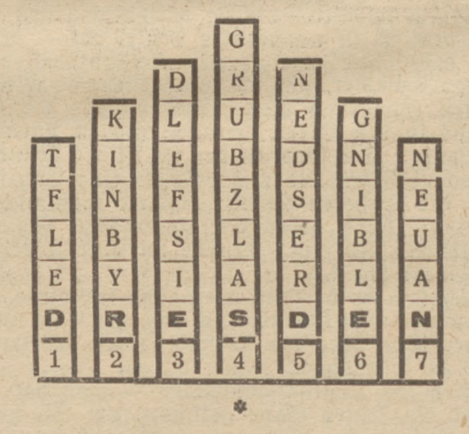
Immer wieder nehmen die Quellen
Perlmutterfrisch nach dem Tal den —,
Immer wieder duften die Rosen,
Wacht ein Mädchen in Schönheit —.
Laßt die Jahre nur grausam — —,
Und Geschaff'nes in Stücke —!
Jene, die heute sterbend ver — —,
Feiern schon morgen ihr Aufer —.

Die Aufgabe des Lesers besteht darin, dieses Gedicht von Otto Promber zu ergänzen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 111.

Säulen-Rätsel.



*

Buchstabenkreuz-Rätsel.

N O
T E

= Note.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg